

Der russische Christ:

Ausgewählte Geschichten von Tolstoi,
Dostojewski, Tschechow,
Turgenjew und andere russische Meister

Fjodor Michailowitsch Dostojewski,

Nikolai Leskow,

Fjodor Sologub,

Leo Tolstoi,

Anton Pavlovich Tschechow,

Iwan Turgenjew

sagte er mir in einem sogar strengen Ton.

»Man wird Ihnen gar nicht glauben,« bemerkte ich, »es sind ja schon vierzehn Jahre darüber vergangen.«

»Ich habe Beweise, zwingende Beweise, die werde ich vorweisen.«

Ich fing zu weinen an und küßte ihn.

»Lösen sie mir nur einen Zweifel!« sagte er mir (als ob es von mir abhinge): »Ich habe eine Frau und Kinder! Meine Frau wird vielleicht vor Kummer sterben, und die Kinder, wenn sie auch den Adel und das Vermögen nicht verlieren, werden ewig die Kinder eines Zuchthäuslers bleiben. Und was für ein Andenken werde ich in ihren Herzen hinterlassen!«

Ich schwieg.

»Und sie verlassen, sich von ihnen für immer trennen? Doch für immer und ewig!«

Ich saß schweigend da und flüsterte ein Gebet vor mich hin. Schließlich erhob ich mich; es wurde mir schrecklich zumute.

»Was nun?« fragte er und sah mich an.

»Gehen Sie hin,« antwortete ich, »und gestehen sie es den Menschen. Alles vergeht, nur die Wahrheit allein bleibt. Ihre Kinder werden, wenn sie herangewachsen sind, begreifen, wieviel Großmut in Ihrem großen Entschluß lag.«

Er verließ mich damals, scheinbar fest entschlossen. Aber er kam dann mehr als vierzehn Tage jeden Abend zu mir, bereitete sich immer vor und konnte sich doch nicht entschließen. Es zermartete mir das Herz. Bald kam er zu mir fest entschlossen und sagte gerührt:

»Ich weiß, daß für mich das Paradies anbrechen wird, sobald ich es gestanden habe. Vierzehn Jahre war ich in der Hölle. Nun will ich leiden. Ich will das Leid auf mich nehmen und werde zu leben anfangen. Mit Unrecht kann man wohl bis ans Ende der Welt kommen, kann dann aber nicht mehr zurückkehren. Jetzt wage ich nicht, nicht nur meine Nächsten sondern auch meine Kinder zu lieben. Mein Gott, die Kinder werden ja vielleicht einmal begreifen, was mich dieses Leid gekostet hat, und mich nicht verurteilen! Gott ist nicht in der Stärke, sondern in der Wahrheit.«

»Alle werden Ihre Tat begreifen,« sagte ich ihm, »und wenn nicht jetzt gleich, so später; denn sie haben der Wahrheit gedient, der höheren, überirdischen Wahrheit ...«

Und er ging wie getröstet von mir fort; am anderen Tage kam er aber böse und blaß wieder und sagte spöttisch:

»So oft ich zu Ihnen komme, sehen Sie mich so neugierig an und denken sich: ›Er hat wieder nicht gestanden?‹ Warten Sie, verachten Sie mich nicht zu sehr. Es ist nicht so leicht, wie Sie es glauben. Vielleicht werde ich es auch gar nicht tun. Sie werden doch nicht hingehen und mich anzeigen, was?«

Ich aber hatte nicht nur nicht den Mut, ihn mit dummer Neugier anzusehen, ich wagte überhaupt nicht, ihn anzuschauen. Ich war gequält und fast krank, und meine Seele war voller Tränen. Ich konnte sogar nicht mehr schlafen.

»Ich komme eben,« fuhr er fort, »von meiner Frau. Begreifen Sie, was eine Frau ist? Und die Kinder riefen mir, als ich fortging, nach: ›Leben Sie wohl, Papa, kommen Sie bald wieder, um mit uns die Kinderzeitschrift zu lesen.‹ Nein, das verstehen Sie nicht. Vom fremden Leid wird man nicht klug.«

Seine Augen funkelten, seine Lippen bebten. Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch, so daß alle Sachen, die auf dem Tische standen, erzitterten, – sonst war er aber ein so sanfter Mensch, – das war mit ihm zum erstenmal geschehen.

»Soll ich es?« rief er aus, »Brauche ich es? Niemand ist doch meinetwegen verurteilt oder nach Sibirien verschickt worden. Der Diener ist an einer Krankheit gestorben. Für das vergossene Blut bin ich durch meine Qualen bestraft. Man wird mir auch gar nicht glauben, man wird meine Beweise nicht beachten. Soll ich es gestehen, ist es nötig? Für das vergossene Blut will ich mich mein Leben lang quälen, wenn nur meine Frau und die Kinder darunter nicht leiden. Wird es gerecht sein, auch sie mit ins Verderben zu ziehen? Irren wir uns nicht? Wo ist hier die Wahrheit? Werden die Menschen diese Wahrheit auch erkennen, werden Sie sie zu würdigen und zu achten wissen?«

– Mein Gott! – denke ich bei mir – Er denkt in einem solchen Augenblick an die Achtung der Menschen! – Und er tat mir damals so leid, daß ich bereit wäre, sein Los mit ihm zu teilen, wenn es ihn erleichtern könnte. Ich sah, daß er wie wahnsinnig war. Ich erschrak, da ich nicht bloß mit meinem Verstand, sondern auch mit der lebendigen Seele begriffen hatte, was ein solcher Entschluß kostete.

»Entscheiden Sie über mein Schicksal!« rief er wieder.

»Gehen Sie hin und gestehen Sie,« flüsterte ich ihm zu. Meine Stimme versagte, aber ich flüsterte es mit Nachdruck. Dann nahm ich vom Tische das Evangelium in russischer Übersetzung und zeigte ihm Johannes, Kapitel XII, Vers 24:

»Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte.« Ich hatte diese Stelle erst kurz vor seinem Kommen gelesen.

Er las es. »Es ist wahr,« sagte er, lächelte aber dabei bitter: »Ja,« fuhr er nach einer Pause fort, »in diesen Büchern findet man schreckliche Dinge. Es ist ja leicht, so etwas einem andern vor die Nase zu reiben. Wer hat diese Bücher geschrieben, waren es denn wirklich Menschen?«

»Der Heilige Geist hat sie geschrieben,« antwortete ich ihm.

»Sie haben gut schwatzen,« sagte er und lächelte wieder, diesmal aber fast gehässig. Ich nahm das Buch wieder zur Hand, schlug es an einer andern Stelle auf und zeigte ihm Ebräer, Kapitel X, Vers 31. Er las:

»Schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.« –

Er las es und warf das Buch fort. Er erbehte sogar.

»Ein schrecklicher Vers!« sagte er, »Sie haben ihn gut gewählt, das muß man Ihnen lassen.« Er stand von seinem Platze auf und sagte: »Nun, leben Sie wohl, vielleicht komme ich nicht mehr... dann sehen wir uns im Paradiese wieder. Es sind also schon vierzehn Jahre, seit ich »in die Hände des lebendigen Gottes« gefallen bin, – so heißen also diese vierzehn Jahre! Morgen will ich diese Hände bitten, daß sie mich freilassen.«

Ich wollte ihn umarmen und küssen, wagte es aber nicht: so verzerrt war sein Gesicht, daß es schwer war, ihn anzusehen. Er ging fort. – Mein Gott, – dachte ich mir, – wohin ist dieser Mensch gegangen! – Ich fiel in die Knie vor das Heiligenbild und betete für ihn zu der Heiligsten Muttergottes, der schnellen Fürbitterin und Helferin, so betete ich etwa eine halbe Stunde unter Tränen, es war schon spät, gegen Mitternacht. Plötzlich sehe ich, die

Tür geht auf, und er kommt wieder. Ich war erstaunt.

»Wo waren Sie denn?« fragte ich ihn.

»Ich glaube,« sagte er, »ich habe etwas vergessen ... mir scheint, mein Taschentuch ...

Und wenn ich auch nichts vergessen habe, erlauben Sie mir, daß ich mich hinsetze...«

Er setzte sich auf einen Stuhl. Ich stand vor ihm. »Setzen Sie sich auch,« sagte er mir. Ich setzte mich, so sahen wir an die zwei Minuten. Er sah mich durchdringend an und lächelte plötzlich, – dieses Lächeln blieb mir in Erinnerung; dann stand er auf, umarmte mich fest und küßte mich.

»Merke dir,« sagte er »wie ich zu dir zum zweitenmal gekommen bin. Hörst du, merke es dir!«

Er hatte mir zum erstenmal »du« gesagt. Dann ging er. – Morgen! – dachte ich mir.

So geschah es auch. An jenem Abend hatte ich gar nicht gewußt, daß er am folgenden Tage Geburtstag hatte. In den letzten Tagen war ich nicht ausgegangen und konnte es darum von niemand erfahren. An seinem Geburtstage gab es aber bei ihm alljährlich eine große Gesellschaft, und die ganze Stadt versammelte sich bei ihm. So versammelte sie sich diesmal. Nach der Mittagstafel trat er in die Mitte des Zimmers mit einem Papier in der Hand, – einer formellen Anzeige an die Obrigkeit. Da aber seine Obrigkeit auch anwesend war, so las er das Papier laut allen Anwesenden vor; es enthielt eine genaue Schilderung des ganzen Verbrechens mit allen Einzelheiten! »Als einen Missetäter stoße ich mich aus der Gemeinschaft der Menschen aus, Gott hat mich heimgesucht,« so schloß das Papier, »ich will leiden!« Und gleich darauf brachte er und legte auf den Tisch alles, womit er sein Verbrechen zu beweisen glaubte und was er vierzehn Jahre lang aufbewahrt hatte: die Goldgegenstände der Ermordeten, die er geraubt hatte, um den Verdacht von sich abzulenken, das Medaillon und das Kreuz, die er ihr vom Halse genommen, – im Medaillon war das Bild ihres Verlobten, – ihr Notizbuch und schließlich zwei Briefe: den Brief ihres Bräutigams an sie mit der Nachricht von der baldigen Rückkehr, und ihre Antwort auf diesen Brief, die sie angefangen aber nicht beendet hatte und auf dem Tische liegen ließ, um sie am nächsten Morgen auf die Post zu schicken. Er hatte beide Briefe mitgenommen, – warum? Warum hatte er sie dann vierzehn Jahre lang aufbewahrt, statt sie als Beweismittel zu vernichten? Nun geschah folgendes: alle gerieten in Verwunderung und Entsetzen, und niemand wollte ihm glauben, obwohl ihm alle mit großem Interesse zugehört hatten, wenn auch wie einem Kranken. Aber einige Tage später wurde in allen Häusern endgültig beschlossen, daß der unglückliche Mensch verrückt geworden sei. Die Obrigkeit und das Gericht durften zwar die Sache nicht auf sich beruhen lassen und begannen eine Untersuchung, stellten diese aber ein: obwohl die vorgelegten Gegenstände und Briefe zu denken gaben, wurde beschlossen, daß diese Urkunden, auch wenn sie sich als echt erwiesen hätten, doch nicht genügten, um ein endgültiges Urteil zu fällen. Er hätte ja die Sachen auch von ihr selbst haben können, da er doch ihr Bekannter und Vertrauter war. Ich hörte übrigens, daß die Echtheit der Sachen später von vielen Bekannten und Verwandten der Ermordeten nachgeprüft wurde und daß kein Zweifel darüber blieb. Aber es war dieser Sache wieder nicht beschieden, zum Abschluß zu kommen. Nach etwa fünf Tagen erfuhren alle, daß der Unglückliche erkrankt war und daß man für sein Leben fürchtete. Was es für eine Krankheit war, kann ich nicht sagen; man sprach von einem

Herzleiden, aber es wurde bekannt, daß das Konsilium der Ärzte auf Drängen seiner Gattin auch seinen geistigen Zustand untersucht und das Urteil gefällt hatte, daß auch eine Geistesstörung vorliege. Ich verriet nichts, obwohl man sich beeilte, mich auszufragen; als ich ihn aber besuchen wollte, wurde es mir lange verwehrt, hauptsächlich von seiner Gattin. »Sie haben seinen Geist zerrüttet,« sagte sie mir, »er war auch früher düster gewesen, und im letzten Jahre fiel allen seine ungewöhnliche Erregung und sein sonderbares Benehmen auf; Sie haben ihn zugrunde gerichtet, Sie haben ihn mit Ihren Reden dazu gebracht, er hat ja einen ganzen Monat fast immer bei Ihnen gesessen.« Nicht nur die Gattin, alle Menschen in der Stadt fielen über mich her und klagten mich an: »Es ist nur Ihre Schuld,« sagte man mir. Ich schwieg und freute mich in meinem Herzen, da ich die zweifellose Gnade Gottes zu einem, der sich gegen sich selbst erhoben hatte und sich selbst strafte, sah. An seine Geistesstörung konnte ich aber nicht glauben, schließlich ließ man mich zu ihm, er verlangte es selbst dringend, um sich von mir zu verabschieden. Ich trat ein und sah sofort, daß nicht nur seine Tage, sondern auch seine Stunden gezählt waren. Er war schwach und gelb, seine Hände zitterten, er atmete schwer, blickte aber gerührt und freudig.

»Es ist vollbracht!« sagte er mir. »Schon lange lechze ich, dich zu sehen, warum kamst du nicht?«

Ich erklärte ihm nicht, daß man mich nicht eingelassen hatte.

»Gott hat sich meiner erbarmt und ruft mich zu sich. Ich weiß, daß ich sterbe, aber ich fühle nach so vielen Jahren zum erstenmal Freude und Frieden. Sobald ich erfüllt hatte, was zu erfüllen war, fühlte ich sofort in meiner Seele das Paradies. Jetzt wage ich schon, meine Kinder zu lieben und zu küssen. Man glaubt mir nicht, niemand will mir glauben, weder meine Frau, noch meine Richter; auch die Kinder werden es niemals glauben. Ich sehe darin die Gnade Gottes zu meinen Kindern. Ich sterbe, und mein Name bleibt für sie unbefleckt. Jetzt fühle ich schon die Nähe Gottes, mein Herz frohlockt wie im Paradies... ich habe meine Pflicht erfüllt ...«

Er konnte nicht sprechen, sein Atem versagte, er drückte mir heiß die Hand und sah mich mit brennenden Augen an. Aber wir konnten nicht lange sprechen, seine Gattin sah jeden Augenblick zu uns herein. Doch er konnte mir noch zuflüstern:

»Weißt du noch, wie ich zu dir damals zum zweitenmal kam, um Mitternacht? Ich hatte dir gesagt, daß du dir es merken sollst. Weißt du, wozu ich damals kam? Ich kam, um dich zu töten!«

Ich fuhr zusammen.

»Ich ging damals von dir in die Finsternis, irrte durch die Straßen und kämpfte mit mir selbst. Und plötzlich fühlte ich solchen Haß gegen dich, daß mein Herz ihn kaum ertragen konnte. ›Er allein‹, dachte ich mir, ›hat mich gebunden, er ist mein Richter, ich kann meiner Strafe nicht mehr entgehen, denn er weiß alles.‹ Ich fürchtete nicht, daß du mich anzeigen würdest (dieser Gedanke kam mir gar nicht), aber ich dachte mir: ›Wie werde ich ihm ins Gesicht blicken, wenn ich mich nicht anzeige?‹ Und wenn du auch meilenweit von mir entfernt, aber am Leben wärest, dieser Gedanke, daß du am Leben bist, alles weißt und mich verurteilst, wäre mir unerträglich. Ich haßte dich, als wärest du die Ursache von allem und an allem Schuld. Ich kehrte damals zu dir zurück, ich erinnere mich noch, auf deinem

Tische lag ein Dolch. Ich setzte mich und forderte auch dich zum Sitzen auf und dachte eine ganze Minute nach. Wenn ich dich getötet hätte, wäre ich sowieso dieses Mordes wegen zugrunde gegangen, selbst wenn ich mein früheres Verbrechen nicht eingestanden hätte. Aber ich dachte gar nicht daran und wollte in jenem Augenblick überhaupt nicht denken. Ich haßte dich nur und wollte mit aller Kraft an dir für alles Rache nehmen. Doch der Herr besiegte den Teufel in meinem Herzen. Wisse aber, daß du dem Tode noch nie näher gewesen bist.«

Nach einer Woche starb er. Seinen Sarg begleitete die ganze Stadt zum Grabe. Der Priester hielt eine gefühlvolle Rede. Alle beklagten die schreckliche Krankheit, die seine Tage verkürzt hatte. Aber die ganze Stadt erhob sich nach seiner Beerdigung gegen mich, und man hörte sogar auf, mich zu empfangen. Allerdings glaubten erst wenige, dann aber immer mehr und mehr Leute an die Richtigkeit seiner Aussage und fingen an, mich aufzusuchen und mit großer Neugier und Freude auszufragen: denn der Mensch sieht gern den Fall des Gerechten und seine Schande. Aber ich schwieg und verließ bald darauf die Stadt; nach fünf Monaten wurde mir die göttliche Gnade zuteil, den festen und herrlichen Weg zu betreten, und ich segnete den unsichtbaren Finger, der mir diesen Weg so klar gewiesen hatte. Aber ich gedenke des Knechtes Gottes Michail auch heute noch alltäglich in meinen Gebeten.